

Von hoher Warte

VON U. EBELING

Es gibt zwei Sorten von Jägern. Solche, die gern ihre Zeit im Revier versitzen, und solche, die man als „Traber“ bezeichnen kann. Letztere können nicht sitzen. Sie durchqueren ihren Bereich in einem Zustand ewiger Unruhe, sie rennen, eilen, hasten, weil sie glauben, irgendwo irgend etwas verpassen zu können. Quirlige Geister, die sich viele gute Gelegenheiten verpatzen, obgleich auch ihnen manche Frucht in den Schoß fällt.

In jedem Fall gilt die alte Regel, daß nämlich jeder nach seiner Fassung selig werden soll. Und vielleicht kann man zwischen dem Sitzen und Traben eine goldene Mittellinie wählen. Auf ihr wird man sich am besten durchs Revier bewegen können. Natürlich spielen auch die Beschaffenheit des Reviers und die jeweilige Absicht des Jagenden eine Rolle dafür, ob er sitzen oder pürschen will oder muß. Wobei die Bewegung ein gekanntes, dem Indianer abgelaushtes Schleichen oder eben ein laienhaftes, unruhiges „Rennen“ sein kann.

Für das Ansitzen hat man nun zwei Möglichkeiten: Man richtet sich irgendwo auf der Mutter Erde an passendem Ort zum Verweilen ein, oder man begibt sich einige Meter hoch über die Erde auf einen künstlich errichteten Sitz. Es gibt aber auch „Hochsitze“ ganz natürlicher Herkunft, die vielleicht weniger jagdlichen Zwecken als vielmehr besinnlichem Verweilen dienen.

Einen solchen Platz zu ausruhemdem Zuwarten besetzte ich oft in meines Vaters Revier Lomnitz. Er war eine breite Felsenplatte auf der ostwärtigen, steil abfallenden Gipfelseite des Schindelberges und war ein Hochsitz in jagdlicher Hinsicht nur insofern vielleicht, als man von dort aus frei über die Wipfel und Kronen der Fichten- und Buchenbestände hinweg die Donnerauer Felder bis hin zum Bahnhof Wüstegiersdorf übersehen und abspekulieren konnte: Im Sommer nach den auf den Feldern stehenden Rehen, im Winter nach dem auf Mäusepürsch befindlichen Fuchs.

Die Felsenplatte ragte über den Gipfel plateauartig hinaus. Es entstand unter ihr eine Art Höhle, die weit offen war und selbst eine Felsenplatte als Boden hatte. Viele Sonnenaufgänge habe ich dort in den Lomnitzer Jahren erlebt. Jenseits des Dorfes Donnerau, im Reimsbacher Revier auf der Lehne über dem Dorf, standen als Vorfeld zu Fichten- und Buchenbeständen etliche Birkengruppen. Die ganze Lehne war ausgeschmückt mit vielen, 25 bis 30 Meter hohen Lärchen-überhältern. Die östliche Kulisse wurde vom langen Eulengebirgsmassiv gebildet. Über ihm erschien, man konnte vom Hochsitz aus die millimeterweise sich vorschiebende Bahn deutlich wahrnehmen, das breitgefächerte Lichtband der aufsteigenden Sonne, wenn sie das Regiment des Tages übernahm. Und bei solch klarem Wetter war dann auch in der Früh der Glatzer Schneeberg auszumachen.

Ein Frühlingsmorgen an einem Sonntag, den ich der Taubenbalz gewidmet hatte, ist mir noch deutlich gegenwärtig. Ich war bei sternklarer Nacht in die Berge gestiegen, um den ersten Taubenruf nicht zu verpassen. Es gehörten diese Frühlingspürschen zu den stimmungsvollsten Ereignissen des Jahres. Ich hatte dann auch die Bestände im Schindelberg regelrecht ausgekehrt. Ich weiß nicht, wie oft ich die Lehnen hinauf- und heruntergepürscht und -gesprungen bin.

Als die ersten zarten Sonnenstrahlen die Berggipfel überfluteten, hockte ich unter der Platte meines „Hochsitzes“. Zwei Tauben hatte ich neben mir in den Preiselbeeren zur Strecke gebettet. Und welch ein Bild bot die geliebte Heimat im Vorfrühlingschmuck. Als die Sonne warm wurde, überkam mich die Müdigkeit, meine Augen wurden kleiner, der Blick nach Wüstegiersdorf hinüber verschwommener. Über dem Bahnhof sah ich noch die Rauchfahne eines ausfahrenden Zuges verwehen. Und von Donnerau her, ja, ich tauschte mich wohl nicht, da läuteten die Glocken den Sonntag ein. Dann war ich hinübergewandert ins Traumland des Schlafes. Ein merkwürdiger Zustand ist solch ein unbeabsichtigtes, plötzlich uns auslöschendes Ein- und Hindämmern, und wir wissen hernach nicht, wie lange dieser Zustand gedauert hat.

Ich erwachte, weil ich vermeinte, eine Taube gehört zu haben. Auswüchse der im Unterbewußtsein nacherlebten Ereignisse oder Wirklichkeit? Ja doch, der Tauber rief, sehr nahe sogar mußte das sein! Plötzlich war ich hellwach, so wach, daß ich sofort wußte, „Indianern“ zu müssen. Als ich vorsichtig über die obere Felsplatte lugte, stand mir der

kleine, von der Sonne bezaubernd angestrahlte Minnesänger sogleich im Blick. Der Schuß in den Wipfel der oben schon dünnen, rostbraunen Fichte war nicht schwer.

Um die zehnte Stunde stand ich im Hof des Forsthauses vor der Haustür und wollte die lange Schwedenflinte entladen. Gerade in diesem Augenblick kam vom Freudenburger Riegel eine Taube hoch über das Tal auf die Försterei zugestrichen. Als sie mir steil über dem Kopf war, wurde ich den Schuß los, und die Taube schlug auf dem Schindelberg auf. Während sie von der Schrägfläche herunterrollte, hörte ich meiner Mutter angstvollen Ruf: „Ach Gott, da ist etwas passiert!“ Die Haustür tat ich selbst auf, sah meine Mutter bleich und verängstigten Blickes im Flur stehen und dachte mir wohl kaum viel dabei. Welche Riesenlast mag ihr vom Herzen geschwunden sein, während ich meine Beute übergab. Der Schuß dicht unter Tür und Fenstern des Hauses hatte die Bewohner sehr unsanft aufgeschreckt.

Jener Frühlingssonntag in den Lomnitzer Bergen mit einer sehr bescheidenen Niederjagd ist übrigens der einzige Tagesablauf geblieben, an dem ich vier „Miniatur“-Hahnen erbeutet habe. Der natürliche Hochsitz auf dem Schindelberg wird gewiß noch vorhanden sein, die Dörfer Lomnitz, Freudenburg, Donnerau, Reimsbach sind nicht mehr.

Auf einem auch natürlichen Hochsitz habe ich vor einigen Jahren in einem Revier in der Oberpfalz gesessen. Unerwartet, auf der Durchreise wurde mir die Gunst zuteil, dort einen Bock schießen zu dürfen. Die Zeit war beschränkt. Mein Begleiter führte mich ein langgezogenes, enges Tal hinauf, im Grund beiderseits des Weges lagen Wiesen, die zu beiden Hangseiten von Kiefern- und Fichtenbeständen abgegrenzt waren. Dort, wo ein Seitental abzweigte, unter den Fragmenten einer brüchig gewordenen Kanzel, auf überhöhtem Posten, hockten wir uns nieder. Wir hatten also die lange Wiesenschlenke und rechts das Quertal unter uns. Einen besseren „Hochsitz“ hätte man sich kaum wünschen können. Wir hatten noch keine zehn Minuten gesessen, da wurde es lebendig. Böcke trieben auf der Wiese und bis in den Gegenhang hinein. Plötzlich stand auch rechts von uns ein Stück Rehwild, das mein Begleiter sofort als den Bock ansprach, der mir zugehört war.

Als ich Erlaubnis zum Schuß bekommen hatte, griff ich zur Büchse und war mit dem Drückfinger schon fast an den Abzug gekommen, als der Bock, Entfernung zu ihm etwa 90 Meter, nicht mehr da war. Fort, buchstäblich in der Versenkung verschwunden, wie fortgefegt, ohne Flucht und sichtbare Fortbewegung. Derart war mir ein Stück Wild noch nie verschwunden. Dies wirkte fast unheimlich, um so mehr, als auch mein ortsbekannter Begleiter mich anstarrte und keine Erklärung für diesen Vorgang fand. Der Bock war am Rande einer in Forstkultur genommenen Wiese gestanden, äsend, völlig vertraut. Er hätte beim Abspringen bis zur nächsten erreichbaren Deckung gesehen werden müssen, aber er war „im Erdboden versunken“ und blieb es auch.

Rehe schreckten, Böcke trieben, trockenes Fallholz knackte und brach im Gegenhang. Einmal wieder hatte ich die Büchse am Kopf, um über die Wiese hinweg im Gegenhang einen Kümmerer zu schießen, kam aber nicht ins Rote des sogleich fortreibenden Hochzeitlers.

Es war so eingedunkelt, daß mein Führer zum Aufbruch drängte. Im Aufstehen warf ich noch einen Blick nach rechts und erkannte im sehr schwachen Licht ein Reh wieder etwa dort, wo der so plötzlich fortgetauchte Bock sich gezeigt hatte. Es bedurfte nicht langen Ansprechens, um das endlose, breitausgelegte Stangenpaar zu erkennen. So zielte ich auf den Blattansatz des halbspitz stehenden Bockes. Als mir mein Begleiter, für den ich ein gänzlich unbeschriebenes Blatt war, mahnend zuflüsterte, daß der Bock nicht breit stünde, versank dieser bereits in Gras und Jungfichten, diesmal allerdings unter gellendem Krach und Mündungsblitz. Ich habe selten ein so entgeistertes Gesicht gesehen als jenes meines Führers an diesem Abend.

Den Grund für das uns vorhin unerklärliche Forttauchen des Bockes fanden wir, als wir an den Gestreckten herantreten. Er hatte am obersten Bord einer steilen Schlucht gestanden, deren abschüssige Wand kräuterreiche Äsung bot. Mit nur einer Schrittbewegung war der Bock in der Tiefe verschwunden, als ich den Stecher berühren wollte. Von unserem Hochsitz aus hatten wir die Geländebeschaffenheit nicht erkennen können. Er wird dann an der steilen Lehne



Vertraut



Aufmerksam

friedlich geäst haben und war dabei erst wieder herausgezogen, als wir im Aufbruch waren.

In einer Dorfwirtschaft haben wir diesem Bock dann zu dritt nicht nur eine Flasche eines Weines gewidmet, den ich in solcher Güte in jener Wirtschaft nie vermutet hätte. Nach der zweiten Flasche fing das Leben an, schön zu werden, nach der dritten verklärte sich das Dasein, und man mußte dankbar sein, daß uns Menschenkindern solch Getränk gegeben wird.

Die meisten Hochsitze haben irgendeinen Namen. Sie sind also keinesfalls anonyme Gebilde, vielmehr besonders abgestempelte Plätze. Ihre Namensgebung ist zurückzuführen auf Personen, Landschaften, oft auf Ereignisse, die es dem Jäger für wert erscheinen ließen, davon die Kennzeichnung abzuleiten. Viele haben ihre Geschichten, große und kleine, wichtige und nebensächliche. Dem Jäger, dem sie dienen oder behilflich sind, wissen sie immer etwas zu sagen.

Ich selbst habe künstlich erstellte Hochsitze erst nach dem letzten Kriege bestiegen und im eigenen Revier auch erst in dieser Zeit erbaut. In meines Vaters Revieren waren sie mir gänzlich unbekannt, weil sie der alte Herr kategorisch ablehnte. Diese Einstellung paßte ganz zu meinem Vater, der auch ohne sie nicht nur ein sehr passionierter, sondern auch ein sehr erfolgreicher Jäger gewesen war. Als Berufsförstmann hätte er sich dutzendweise solche Sitze hinbauen lassen können.

Was ich im eigenen Bereich jagdlicher Betätigung und Betreuung mit Hilfe meiner Söhne hergestellt habe, sind echte „Hochsitze“, d. h. Sitzgelegenheiten ohne irgendwelche Verkleidung, deren Hauptzweck es ist, Überblick zu gewähren in einem Revier, in dem man im Sommer bei vollem Fruchtstand von Feld und Wiese für viele Wochen blind wäre. Dabei war ich immer bestrebt, Sitzgelegenheiten zu schaffen, die sich soweit wie möglich in das Landschaftsbild so einfügen, daß sie wenig oder gar nicht auffallen. Ich verzichte auf jeden „Komfort“. Die meisten sind in Alteichen eingebaut und bestehen nur aus einem als Sitz angebrachten Brett, das mit Hilfe einer Leiter erreichbar ist. In einem Falle wurde auf die Leiter sogar verzichtet, weil genügend Äste vorhanden sind, die das Ersteigen, wenn auch etwas unbequem, durchaus ermöglichen, sogar mir noch mit meinen 62 Jahren. Nur bei einem Sitz mußte für ein aufwendigeres, frei tragendes Gestell gesorgt werden. Verbrauch von Material und Arbeit für solcherlei Throne sind minimal. Wenn der Platz für das Einfügen des Brettes sorgsam und mit Überlegung gesucht wird, dann kann so ein Sitz durch vorhandene dicke Äste und Astgabeln zum Hochlegen der ausgestreckten Beine zu einem recht bequemen Ausruhen einladen. Bretter als Sitzplatz sind mir lieber als die oft üblichen, zu einer Sitzfläche zusammengeknüpften Knüppel. Je mehr ihrer sind,

weil zu schwach ausgewählt, desto zahlreicher die unangenehmen „Rillen“ auf der Hinterpartie, wenn so eine Folterbank länger benutzt werden muß. Stützen für Rücken und Füße sind notwendig, für die letzteren kann man die oberste Leitersprosse benutzen, oder es muß in bequemer Lage eine solche hergestellt werden. „Baumelnde“ Beine führen unweigerlich schon nach kurzer Zeit zu schmerzhaften und bald unerträglichen Verkrampfungen der Oberschenkelmuskulatur.

Mein bequemster Sitz befindet sich in einer Eiche am Fischteich. Ich besteige ihn ohne Leiter, er fällt niemandem auf, er könnte nur mit meiner Hilfe gefunden werden. Mit hochgelegten, auf einem Astfächer ausgestreckten Beinen sitze ich dort wie in einem Sessel und habe einen Überblick fast über das ganze Revier. In den Wochen des Mai und Juni gibt es kaum einen Ort, der einen vielseitigeren Einblick in die Tierwelt bieten könnte.

Schon beim Anpürschen der Ansitzeiche, es mag gegen 18 Uhr sein, streicht eine Mutterente in weitem Bogen über die Wiesen. Die Flugrunden dieser Ente habe ich schon öfter beobachtet, sie dienen ihr ganz sicher zur Entspannung und zum „Vertreten“. Auch sie wird, wie alle Tierrütter, gern einmal das ewig unruhvolle Gewirbel und Gewudel der Kinderschar fliehen. Noch während ich mich auf dem Sitzbrett einrichte, das Gewehr auf den Aststumpf hänge, fällt sie im Abflußgraben ein und ist in der Deckung des wadenhohen Grases verschwunden.

Der erste, immer doch sehr neugierige Blick gilt dem Teich. Dort spielt sich an warmen Maiabenden ein gar vielfältiges Leben ab. Filigranfne Silberfäden lösen sich vom verwachsenen Ufer der Insel, weiten sich im Spiegel der Wasseroberfläche fächerartig aus. Die Spitze des Fächers ist ein winzig kleines dunkles Pünktchen. Es verharrt plötzlich auf der Stelle, der Fächer verläuft sich in die Breite, die Filigranfäden verzittern auf der Wasseroberfläche: Die Bisamratte ruht auf dem Fleck als ganz merkwürdige Figur. Das zierliche, gedrunge abgestumpfte Köpfchen und die steil angehobene Kelle ragen über den Wasserspiegel, der Körper bleibt untergetaucht, eine eigenartige Stellung des Verharrens, wie ich sie schon oft beobachtet habe. Vermutlich gilt die Pause in dieser Pose insbesondere dem Luftholen. Sie ist immer ein Zeichen großer Vertrautheit und nur auf wenige Minuten bemessen, denn bald taucht die Bisam mit dem aus der Nähe deutlich vernehmbaren blubbernden „Wupp“ wieder fort.

An anderer Stelle geraten Schilfstengel in heftige Bewegung. Da sind Karpfen am Werk, die nach Nahrung suchen. Dort wieder schwingt sich ein starker Bursche in voller Größe aus seinem Lebenslement und fällt laut klatschend zurück, als hätte man einen Ziegelstein in den Teich geworfen. Rückenflossen gleiten über die Fläche, die große Wanne



Flüchtig

3 Photos von Manfred Hasselberg

ist immer in Bewegung. Nun fällt auch die Mutterente hinter der Insel im Schilf ein und führt bald darauf ihre neun Küken aus der Deckung heraus. Eifrig sausen sie wie winzige Bällchen durcheinander und üben mit Passion die Insektenjagd. Wo diese so sehr kleinen Lebewesen nur die Kraft für ihre Fixigkeit hernehmen!

Das hauchzarte Fiepen eines Kitzes, in der Wiese diesseits des Knicks müßte es gewesen sein, verschwebt in unwirklich fernem Nachklingen. Dies wiederholt und weich hingeatmete Tierstimmchen gemahnt mich, daß nicht nur auf dem Teich Leben ist. Natürlich, da steht ja die Ricke im hohen Gras verdeckt bis an die Kruppe. Mit lässig spielenden Lauschern ragt ihr Haupt darüber hinaus. Die Halme geraten in Bewegung, neigen sich zur Seite, schlagen hinter und über den sich noch recht unbeholfen ausnehmenden Kitzen zusammen. Eine geraume Zeit verharrt die Alte auf der Stelle, ihr Geäse ist in mahlender Bewegung. Es ist ohne Frage, daß sie ihre Kitze säugen läßt. Schließlich tut sie etliche vorsichtige Schritte zur Seite, nimmt sich zu wenigen Fluchten auf und zieht dann fast unter meiner Eiche durch den Knick und über den Graben in die jenseitige Wiese, wo sie sich eisemig Äsen hingibt. Einmal noch verzittert ein feines Kitzstimmchen, einer schüchternen, verängstigten Frage gleich, über dem Wiesenplan. Es gibt wohl keinen Tierlaut, der in gleicher Weise einen so rührend unbeholfenen Eindruck zu erwecken vermöchte.

Der suchende Blick mit Hilfe des Glases schweift in die Runde. Zweihundert Meter hinter dem Teich zieht ein Stück aus dem Winterroggen, verhofft nach dem Durchkriechen des Stacheldrahtes einen Moment und tollt ganz unvermittelt in spielerisch-bockenden Fluchten weit in die Wiese hinaus. Das ist der Jährlingsbock, durch sein unbekümmertes, noch ganz verspieltes Verhalten ist er mir bekannt. Am Bachrand, vom Spießerchen nicht weit entfernt, zeigt sich wieder ein roter Fleck. Mit lang ausgestrecktem Hals zieht der Jährling mit ausgeprägter Neugierde dem gertenschlanken Schmalreh entgegen, das ihn auch mit langem Hals stocksteif erwartet. Tatsächlich, die beiden geben sich einen Kuß, so wenigstens möchte man das sich vorsichtig antastende Bewinden der beiden Rehe wohl gern auslegen. In Wirklichkeit ist es ein gegenseitiges Kennntnisnehmen, das man beim Rehwild um diese Jahreszeit öfter beobachten kann, freilich nur beim Jungvolk. Die führende Ricke wird bei diesen Gelegenheiten gern recht aggressiv und schätzt vertraute Begrüßung ebensowenig wie der ältere Bock. Unser Jüngling dort in der Wiese tut aber noch mehr, er gibt an, er macht sich wichtig: tollt im Braus um das Schmalreh herum, senkt den Kopf zu Boden, verhakt sich wohl ungewollt im weichen Moorboden hinter einer Wurzelschlinge und steht beim Hochwerfen des Häuptleins regelrecht kopf. Der Jägermensch auf seinem

hohen Sitz grint in sich hinein: ein echter Angeber, dieser Lauser.

Beim weitertastenden Abspekulieren der Rundumbühne sehe ich, daß der Bauer und Jagdherr vom Hof ins Feld strebt. Er biegt vom Wege ab, überquert den Acker neben der Mergelkuhle und bewegt sich querbeet genau auf mich zu. Nun hatte ich aber meine Büchse nicht zur Zierde mitgenommen. Um den Teich herum war mir ein älterer Bock bekannt, der mit seiner Krone zwar recht prahlen konnte. Bei näherer Betrachtung indessen erwiesen sich seine Stangen als kraft- und farblose, verblichene und ungeperlte Stifte auf nur sehr geringen Rosenkränzen. Ein Bock, den der an Erfahrung nicht reiche Jünger in Huberti sicher aus „Angst“ nicht schießen würde. Der Bock war schon in den letzten Maitagen sehr heimlich geworden, und jetzt vermute ich seinen Tageseinstand in einem Roggenschlag.

Der Bauer quert diese Roggenbreite, steigt durch den Knick und kommt quer über die Wiese, in der die Altricke ihre Kitze abgelegt hat. Mich gewahrt er auf meinem Sitz nicht, von dem er zwar wußte, aber den er bisher im Knick nicht gefunden hatte, so natürlich verblendet ist mein Spekulierposten. Der Jagdherr geht auf 20 Schritte unter mir vorbei, ahnungslos von meiner Anwesenheit.

Damit habe ich an diesem Abend nicht gerechnet und bin nun geneigt, den Bock für heute abzuschreiben. Die führende Ricke indessen sprang nicht ab, als der Bauer den Knick durchstieg, auf dem meine Eiche steht. Sie hat sich so geschickt gedrückt, daß ich sie vom Hochsitz aus nicht mehr sehen kann. Sie wird sich blitzschnell im hohen Gras niedergelassen haben.

Den seine Felder Inspizierenden verfolge ich auf seinem Rundgang, und als er zwanzig Minuten später wieder in den Eichen am Hof untertaucht, bleibt mein Blick an einem dunkelroten Fleck am Roggenrand haften: Da steht mein Bock, sichernd mit hoherhobenem Haupt, eingetaucht in das grelle Licht der allerletzten Strahlenbündel der am Horizont Strich um Strich versinkenden Sonne. Welch ein geheimnisvolles, großartiges Bild, und was bedeutet da schon die magere Krone, die auf eine Entfernung von hundertfünfzig Metern für das bloße Auge so oder so doch nur nebensächlich ist. In diesem Augenblick bin ich beglückt, auf einem hohen Sitz zu hocken, denn ich hätte von ebener Erde aus in diesem Revier nie solchen Anblick genießen können.

Zehn Minuten später versinkt der Bock unter dem Schlag des Schusses im tiefen Gras. Dünnen Seidenfäden gleich verdröckelt sich der Rauch meiner Zigarette durch die Blätter der Eiche, und für mich wird es nun Zeit, daß ich abbaume. Drüben am jenseitigen Rand der Kitzwiese wartet das Aufbrechen auf mich. Das möchte ich noch bei passendem Licht erledigen.